

und eigener Stellungnahme, und was sie sagen, das wird zum vornherein als ihre höchstpersönliche Meinung angeschaut. Aber ist das nur die Haltung einer Offiziersgesellschaft? Ist das nicht die typische Haltung auch des Kirchenpublikums? Wird da nicht klipp und klar ausgesprochen, für wen uns alle Welt hält und anschaut? Und sind wir daran unschuldig? Haben wir es nicht selber dahin gebracht, daß die Leute verwundert den Kopf schütteln, wenn wir uns einmal nicht zuerst auf uns und dann auf Kant und Goethe und schließlich etwa noch auf Gandhi oder Jäggi, sondern auf die Bibel berufen? „Der Text, den wir unserer Betrachtung zugrunde gelegt haben“, oder „der Text, von welchem wir in unserer heutigen Predigt ausgehen wollen“, dieser Text wird uns da mit erschreckender Deutlichkeit einmal von anderer Seite her gelesen. Und es klingt weder für uns noch für die Kirche besonders schmeichelhaft und tröstlich. Wie heißen wir doch? Verbi divini ministri! Die-ner am göttlichen Wort! C. B.

Erklärung des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes.

Dem Vorstand des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes ist zu Gehör gekommen, daß schweizerische Fabriken sich gegenwärtig mit der Herstellung von Munition für ausländische Staaten befassen. In einem Zeitpunkt, wo die Friedens- und Abrüstungs-bemühungen aufs neue schwer gehemmt werden durch die kriegerischen Konflikte im fernen Osten, ist der Vorstand des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes schmerzlich berührt von der Tatsache, daß die neutrale Schweiz auf diese Weise die gegenwärtigen kriegerischen Konflikte nähren hilft. Ohne in eine eingehende Untersuchung der zirkulierenden Gerüchte einzutreten, drückt der Vorstand die Hoffnung aus, daß die schweizerische Industrie sich nicht durch Her-stellung von Munition hergebe zur Förderung kriege-rischer Handlungen und dadurch mithilfe, Tod und Verderben über Unschuldige zu bringen.

Bücherbesprechungen.

Karl Barth: Fides quaerens intellectum; Anselms Be-weis der Existenz Gottes im Zusammenhang seines theologischen Programms. Bei Kaiser in München, 1931; 199 S.; kart. Mk. 6.80, geb. Mk. 8.—

Eines der schwierigsten Probleme der Dogmen-geschichte ist das Verständnis von Anselms Beweis der Existenz Gottes im „Proslogium“. Von Anselms Zeitgenossen Gaunilo über Kant bis zur Gegenwart ist dieser Beweis weithin als eine kühne Erschleichung aufgefaßt worden. Andere haben ihn positiver be-urteilt, indem sie ihn, wie etwa Karl Heim in seinem „Gewissheitsproblem in der systematischen Theolo-gie“, geführt ansehen von der neuplatonisch-augusti-nischen Erkenntnistheorie aus, wonach die letzten Prinzipien unseres Denkens auf einer unmittelbaren Teilnahme am «lumen aeternum» beruhen.

Mit scharfsinnigster Eindringlichkeit wendet sich nun auch Karl Barth dem Problem zu. Auch er kommt zu einer positiven Bewertung der Anselm-schen Ausführungen, aber er versteht sie ganz anders als Karl Heim. Nach ihm geht es nicht um einen ontologischen Beweis der Existenz Gottes aus un-mittelbarem Einstrahlen des ewigen Lichtes in die

menschlische Vernunft, sondern um die denkende Ent-faltung des Glaubens, der uns im Angebot der Offen-barung geschenkt wird.

Karl Barth weist darauf hin, daß schon der Titel des „Proslogium“ ursprünglich «Fides quaerens in-tellectum» geheißen habe; also nicht neben dem Glau-ben und unabhängig von ihm steige die Vernunft zu Gott empor; vielmehr sei der Glaubensgehorsam die Voraussetzung, und nur als „Nachdenken des vor-gelesenen und vorbelesenen Credo“ komme das „In-telligere“ in Betracht. Das werde unterstrichen durch die Tatsache, daß das ganze „Proslogium“ als Gebet an Gott gerichtet sei: „Herr, der du dem Glauben Erkenntnis schenkst, gib mir, daß ich in dem Maße, als du es für gut hältst, erkenne, daß du da bist, wie wir glauben“, so betet Anselm am Beginn, und am Schluß: „Dank dir, guter Herr, Dank dir, daß ich, was ich zuerst auf Grund deiner Gabe glaubte, nun auf Grund deiner Erleuchtung so erkenne, daß ich dein Dasein, auch wenn ich es nicht glauben wollte, nicht nicht erkennen könnte.“ So faßt Barth zusammen: „Es handelte sich nicht um eine vom Glauben der Kirche sich lösende, den Glauben der Kirche von an-dersmoher als aus sich selbst begründende Wissen-schaft. Es handelt sich um Theologie. Es handelt sich um den Beweis des schon vorher, auch ohne Beweis, in sich selbst feststehenden Glaubens durch den Glau-ben. Und beide: den bewiesenen und den beweisenden Glauben, versteht Anselm ausdrücklich nicht als vom Menschen vollziehbare, sondern als von Gott voll-zogene Voraussetzungen, jenen als göttliches donare, diesen als göttliches illuminare. Gott gab sich ihm zu erkennen, und er konnte Gott erkennen. Eben darum kann sein letztes Werk nur Dank ausdrücken. Nicht Genugtuung über ein vollbrachtes Werk, das ihn als seinen Meister lobt, sondern Dank für ein geschehe-nes Werk, dessen Meister er gerade nicht ist.“

Ob mit diesen Darlegungen die Akten über das Verständnis von Anselms Beweis der Existenz Got-tes geschlossen sind? Wir glauben es kaum. Jeden-falls muß auch Barth zugeben, daß die Frage, ob An-selm nicht wenigstens in andern Partien seines Schrifttums aprioristische Theologie getrieben habe, ernstlich gestellt werden könne.

Aber wie dem auch sei, Barths Schrift bietet eine scharfsinnige, tiefdringende Analyse des Anselmischen Denkens, und es bedeutet einen reichen Gewinn, zu verfolgen, wie der große Denker des Mittelalters durch einen nicht unebenbürtigen Geistesverwandten zu neuem Reden erweckt wird. Uns hat besonders ge-reut, daß damit von der dialektischen Theologie be-jagt wird, daß der Glaube nicht bei der bloßen Para-doxie stehen bleiben muß, sondern sich auch «intellectus» schenken lassen darf, daß neben das «credo, quia ab-surdum» nun auch das «credo, ut intelligam» tritt. C. St.

Orient und Okzident, Blätter für Theologie und So-ziologie. In Verbindung mit Nicolai Verdjajew herausg. von Frik Dieb und Paul Schütz. 7. Heft: Zur Entstehung der neuen Gesellschaft in Rußland. Bei Hinrichs in Leipzig 1931; Mk. 3.—

Dieses Heft ist eine treffliche Fortsetzung des vor-angegangenen. Es wird historischen Wert haben, auch wenn in Rußland wieder ganz neue Probleme der Soziologie auftauchen sollten. Daß unter der starren „Alphalbede“ lebendigstes Leben pulsiert, das wird einem durchaus glaubhaft gemacht. Nur daß man sich als Westler vor der falschen Meinung hüten sollte, dieses Leben werde dann westlerische Züge aufweisen. Aber es ist offenbar dem harten Zwang zum Trost, ja vielleicht gerade wegen seiner ein Suchen nach dem Leben und seinem Sinn, nach einem neuen Lebensstil erwacht, der zu den größten — noch einmal möchten wir es sagen, nicht westlerischen, aber dafür wirklichen — Hoffnungen berechtigt. Dieses Leben lebt sein ille-gitimes, verborgenes Dasein unter der Decke des bol-schewistischen Staates, ja es ist durch diesen Staat be-

997 V87

26